

Die Strandburg

Schoina am Weißen Meer
wird von Sand begraben.
Die letzten Bewohner des
sibirischen Fischerdorfs
führen einen zunehmend
aussichtslosen Kampf

Text: Maik Brandenburg
Fotos: Dmitrij Leltschuk



Noch in den 1960er Jahren war Schoina ein blühender Fischerort mit Pier und Konservenfabrik. Mit den Jahren drang der Sand immer weiter an Land. Heute wirkt das Dorf wie eine Ansammlung von Strandbuden



F

ÜR ALEXEJ SCHISCHELOW IST EIN Leuchtturm mehr als ein Scheinwerfer bei Nacht. Er ist ein Sinnbild für die Zivilisation. Darum, sagt Alexej, hätten die Piloten des Zweiten Weltkriegs ihre Bomben auch nie auf Leuchttürme geworfen. „Nicht einmal die Nazis haben das getan“, sagt Alexej. Das hat ihm sein Großvater Pawel Alexandrowitsch erzählt, Alexej ist Leuchtturmwärter in dritter Generation. Leuchttürme gehören nicht dem Land und seinen Problemen. Sie gehören zum Meer.

Jetzt steht Alexej vor einem Fenster des Leuchtturms und kämpft mit einem Mann. Einen Steinwurf weit entfernt liegt das Schiff, das alle zwei Wochen den Ort versorgt. Möwen schreien, das Meer tobt.

Der Mann hält eine Kiste, er will sie hinauswerfen. „Stell sie ab!“, fordert Alexej. Der Mann grummelt, er lässt die Kiste zu Boden gleiten, es scheppert. „Scheiße“, sagt der Mann, „mach das Fenster auf, sie geht sowieso kaputt.“ Aber Alexej greift sich die Kiste, er steigt die Stufen hinab. Unten stellt er die Kiste ab, zwei andere Männer wuchten sie auf einen Hänger. Es scheppert wieder. „Die Linse ist im Arsch“, rufen sie lachend.

Die Linse war ein Geschenk der Norweger. Vor ein paar Jahren hatten sie mehrere Leuchttürme entlang der Küste des Weißen Meeres modernisiert. Sie haben die jahrzehntealten Akkus des Havariesystems ausgewechselt, aus denen bereits radioaktive Isotope leckten. Sie haben die Elektrik erneuert, ein 500 000 Rubel teures Sensorsystem für die Scheinwerfer eingebaut und die alte Glühbirne vorm Reflektor gegen eine 1000 Watt starke Minisonne getauscht. Auf die Linse war Alexej besonders stolz, sie kam aus Japan.

Das alles zählt nicht mehr. Der Hydrografische Dienst der Nördlichen Flotte, der Arbeitgeber des Leuchtturmwärters Alexej Schischelow, wird sämtliche Leuchttürme seiner Küste stilllegen. Längst führen Satelliten die Schiffe durch die Gewässer, niemand, hieß es, braucht noch Leuchttürme.

„Alle brauchen sie“, sagt Alexej, 45 Jahre. „Leuchttürme sind psychologisch wichtig. Die Norweger wussten das, sogar die Amis. Sie erhalten ihre Türme, indem sie daraus Hotels machen. Einzige Bedingung: Sie müssen funktionstüchtig bleiben. Sie sind wie beschützende Riesen, sie zeigen: Hier sind Menschen.“ Nicht nur die Schiffe, selbst die Nomaden in der Tundra orientierten sich an dem hoch aufragenden Trumm.

Der Leuchtturm, so hatten sie im Dorf geglaubt, würde das Letzte sein, was vom Dorf übrig bleibt.

Denn viel ist es nicht mehr. Das Dorf heißt Schoina und liegt rund 400 Kilometer Luftlinie nördlich von Archangelsk. Baumlose Tundra umgibt es und die kalten Wasser des Weißen Meeres. Bis vor einigen Jahren lebten hier noch 4000 Einwohner. Heute sind es gut 300. Es sind die Alten und die Kinder. „Und die Verwilderten“, sagt Alexej, der ganze Rest von Schoina. Jene, die



Ganz oben: Alexej Schischelow, ehemaliger Seemann, ist der Techniker im Dorf. Zu seinen Aufgaben gehört neben der Wartung von Satellitenanlagen für Fernsehen und Internet auch die Wartung des Leuchtturms. Darunter: Die Dieseltanks am Strand werden einmal im Jahr von einem Tankschiff gefüllt. Der Vorrat muss fürs Dorf und den nahe gelegenen Militärstützpunkt reichen



Oben: Andrej Kopyrin ist Heizer des Gemeindehauses. Mehr zu schaffen als die Kälte macht ihm nur der Sand, der seine Werkstatt zu verschlingen droht.

Rechte Seite: Zwischen diesem Haus aus den Anfangstagen Schoinas in den 1930er Jahren und dem Leuchtturm liegen zwei weitere Häuser, unsichtbar im Sand verborgen

woanders, in der „Zivilisation“, nicht mehr zurechtkommen würden.

Doch es sind die, zu denen Alexej jetzt unterwegs ist. Seine letzte Hoffnung. „Meine Armee“, sagt er. Er will sie mobilisieren, sie sollen sich gegen die „Hinrichtung“ seines Leuchtturms wehren. Noch in diesem Jahr soll es ein neues Wappen für den Ort geben. Mit allem, was das Dorf ausmacht: den Wildgänsen, die für die wunderbare Tundra stehen, und zwei Paddeln, die das Meer symbolisieren. Und eben mit dem Leuchtturm, der, so schlug der Bürgermeister vor, die aufrechten und standhaften Bewohner von Schoina darstellt.

An einem von ihnen geht Alexej jetzt vorbei. Grußlos, blicklos. Das, sagt er, ist üblich hier. So, wie man auch nie beim Nachbarn vorbeischaue, auf ein Tässchen Tee oder so. „Keiner guckt dir hier in die Augen“, sagt Alexejs 15-jähriger Sohn Mark. „Draußen spricht dich auch keiner an. Jeder ist für sich.“

Wer kann, der flieht. Er flieht nicht vor der Polarnacht, nicht vor dem Frost, der schon Ende August den Boden hart macht, das Brunnenwasser gefrieren lässt und den Kot in den Plumpsklos. Er flieht nicht vor den Konserven in Ljudmillas Laden und auch nicht vor dem ewig gleichen Brot aus der Bäckerei. Das alles ist „normalno“, das ist russische Provinz.

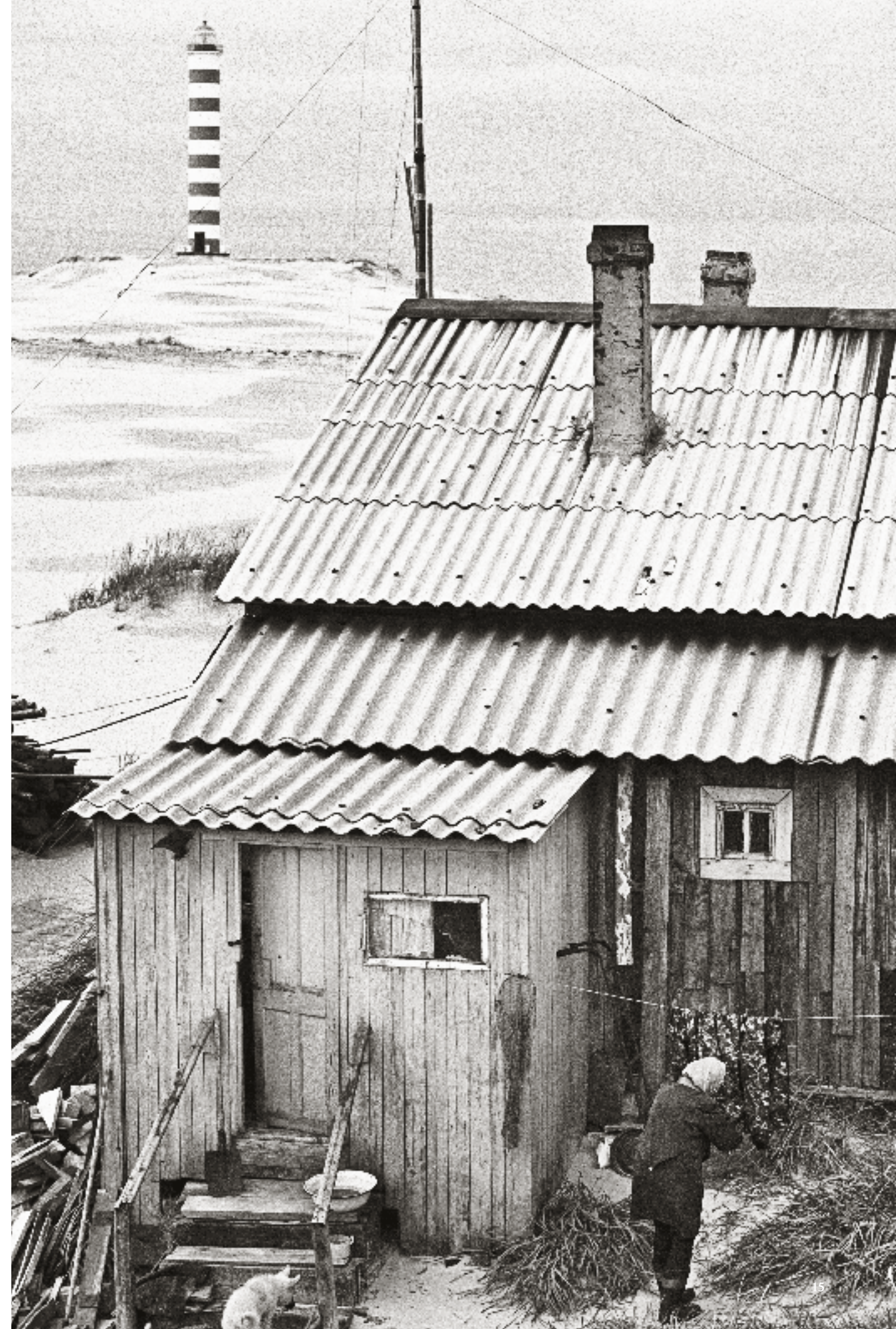
Er flieht vor dem Sand.

Der Sand ist überall. Er türmt sich vor den Häusern wie gigantische Schneewehen. In einer windigen Nacht kann eine Düne ein ganzes Haus verschlucken. Der Sand hat die Straßen unter sich begraben. Alexej versuchte im letzten Sommer, die Betonwege auszubuddeln, auf denen er als Kind spielte. Am Ende stand er bis zur Brust im Sand. Den Weg durchs Dorf sichern Stege aus Holz. Wer davon abkommt, findet sich vielleicht in der Wohnstube des Hauses Nr.12 wieder. Oder in irgendeinem anderen des doppelten Dutzends verschütteter Häuser Schoinas. Der Sand legt sich locker übers Gebälk, über Brunnenlöcher, er deckt morsche Dachluken zu, aber er trägt nicht. Dem dicken Leonid ist es neulich passiert: Er brach durch, rutschte durch Sparren und Dielen und lag dann heulend vorm Ofen, Sand rieselte heraus.

Es ist ein feiner Sand. Alexej war einmal auf der Krim, er staunte über die groben Körner dort, die nichts bewegte. In Schoina aber wirbelt der Sand wie Staub, man kann ihn atmen. Er fliegt durch Jackennähte und durch die Ritzen der Häuser, mit Besen aus Gänsefedern fegen die Bewohner morgens kleine Sandhügel aus ihren Stuben. Falls sie vor die Tür kommen.

Bei Lena Kopyrina geht es nur noch mit Mühe. Und nur durch die Hintertür. Den Haupteingang hat sie aufgegeben. Sie hat sich dagegengeworfen, aber es ging nicht mehr. Kurz zuvor hatte ihr Sohn die Doppeltür noch einmal freigeschippt, es war das Geburtstagsgeschenk für seine Mutter. Ein paar Nächte später machte der Wind alles zunichte. Nur noch die Hintertür ist einigermaßen frei. Sie müssen bereits einen halben Meter hoch steigen, ehe sie herauskommen. Den unteren Teil blockiert schon der Sand.

Vor ihren Fenstern presst sich die Düne gegen Holz und Glas. Ein paar Schritte weiter steht schon der Leuchtturm, aber man sieht ihn nicht von hier aus. Dazwischen liegen noch drei Häuser unterm Sand, ein paar weitere sind es nach hinten heraus. „Wir





Im fahlen Licht der Mittsommernacht fährt ein Motorrad über den Strand. Der Fahrer will als Erster bei dem Versorgungsschiff sein, das vor der Küste ankert. Eine Pier hat Schoina lange nicht mehr. Alles muss mit Booten an Land gebracht werden

sind von Häuserleichen umgeben“, sagt Lena. Nicht einmal das Dach ragt aus der Kuhle, in der sie mit ihrem Mann, dem Sohn, dem Baby und der Schwiegermutter wohnt. Vielleicht ist das gut so. Denn von hier, aus der Deckung, plant sie die „dritte Revolution“. Wahrscheinlich ist Alexej darum zuerst zu Lena gegangen. Die 32-Jährige, glaubt er, ist noch am ehesten aufzurütteln. Gegen die Willkür von oben, die seinen Leuchtturm liquidiert.

Lena ist Lehrerin, sie mag Puschkin, Bulgakow hält sie für überschätzt. Aber Dostojewski, den liebt sie. Darum auch darf Alexej letzten Endes keine Hilfe von ihr erwarten. Denn Dostojewski hat gesagt, Leiden reinige die Seele. Und sie leidet, das muss reichen. Seit Monaten arbeite sie, ohne Geld gesehen zu haben. Selbst jetzt, in den Ferien, bewacht sie die Schule, während ihre Direktorin sich am Schwarzen Meer räkelt. Ihr Mann heizt im Gemeindehaus. Aber es ist so, als verfeuere er auch sein Geld, es wird irgendwie immer weniger jeden Monat.

„O ja“, ruft Lena, „sie holen sich alles!“ Aber mehr „Politisches“ will sie nicht sagen. Denn „die da“, sie zeigt zum halben Himmel, „die haben ihre langen Arme nicht nur zum Stehlen, sondern auch zum Greifen“.

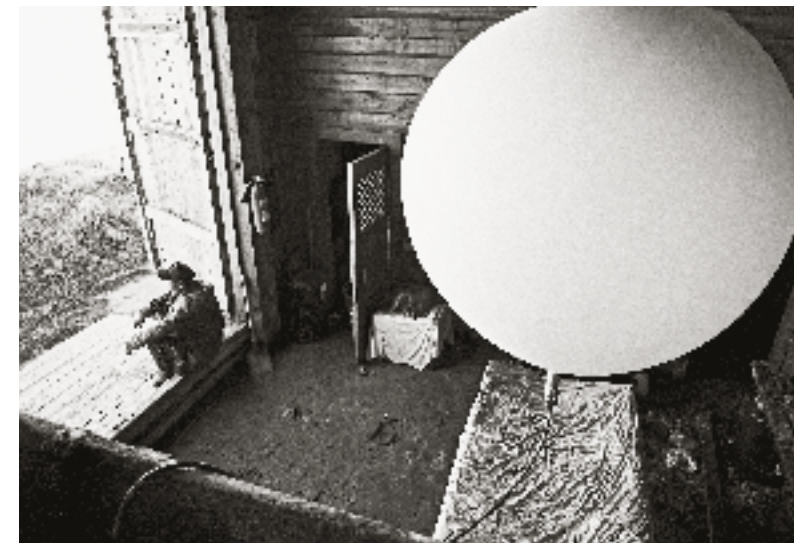
Im Kittel, mit Gummihandschuhen und in Filztiefeln steht Lena vorm Eingang, der jeden Tag immer kleiner wird. Hinter ihr ist die Wand eingedrückt, Bretter sind gesplittert. Knapp neben der Ikone mit der Mutter Maria darauf rieselt der Sand aus den Rissen. Sie hatte fünf Fehlgeburten, ein Kind ist mit acht Monaten gestorben. Sie glaubt, es kommt vom Raketenschrott.

Eine Zeit lang sammelte das ganze Dorf danach. Bei Archangelsk gibt es das Plessezker Kosmodrom. Die ausgebrannten Raketenstufen fallen in die Tundra. Die Leute der Gegend suchten nach „wie gekocht“ aussehenden Pflanzen, das kommt vom in die Erde versickerten Raketentreibstoff. Nicht weit davon wurden sie dann stets fündig. Sie luden die Teile auf Schlitten und lagerten sie hinter den Häusern. Irgendwann kamen Schiffe und Hubschrauber, um den Schrott abzuholen. Er ist radioaktiv, aber er enthält Platin. Anatoli aus dem Haus 34 hatte die Deals mit den Militärs vermittelt. Seit er weg ist, ruhen die Geschäfte. Er ist tot, heißt es, verstrahlt. Andere sagen, der Alkohol habe ihn gerettet, er ist jetzt in Sankt Petersburg, wo er in einem großen Haus mit Fuhrpark lebt. Lenas Schwiegervater, der nie trank, starb letztes Jahr. „Er hatte Haarausfall und war immer müde“, sagt Lena.

„Aber es wird sich alles ändern“, ruft sie, „die dritte Revolution wird kommen! Das steht in der Bibel.“ Bis dahin wird sie warten, leiden. Denn – und jetzt ist sie von der russischen Literatur über die Bibel bei Lenin –, „noch ist der revolutionäre Funken nicht übergelungen“. Anders gesagt: Alexejs toter Leuchtturm wird die Massen nicht aus ihren Löchern steigen lassen.

Alexej klettert aus der Kuhle. Seine Stiefel drücken sich bis zum Schaft ein. Er spuckt aus. Wie eine kleine Perle rollt der Speichel vor Lenas Tür, die wieder zurückgegangen ist ins Haus. In ihren Unterstand, der noch halten möge bis zum entscheidenden Tag. Von hier oben wirkt Schoina fast wie ein Strand. Der Leuchtturm, die Möwen, das nahe Rauschen des Meeres. Darum herum und dazwischen die Kuhlen mit den Häusern darin. Man könnte sie für

Unten: In der Wetterstation ist ein Ballon startbereit. Er trägt Sonden zu Messungen bis in Höhen von etwa 30 Kilometern. Ganz unten: Ein Nenze heizt zum Schulbeginn nach den Sommerferien die Klassenräume. Der Soldat aus der nahen Kaserne soll vor den Schülern eine motivierende Ansprache halten





Diana, die Tochter der Bäckergehilfin Larissa Poljakowa, verbringt ihre Zeit gern in der Bäckerei. Auch wegen ihrer Spielgefährtin. Die Katze mit den abgefrorenen Schwanz- und Ohrenspitzen ist letzten Winter zugelaufen und lebt seither in der warmen Bäckerei. Zum Dank hält sie die Backstube nicht nur von Mäusen frei

große Sandburgen halten, luxuriöse Sandburgen mit Fernsehen, manchmal ragen nur die Satellitenschüsseln heraus.

Es begann in den 1950er Jahren. Schoina war ein Musterdorf. Es hatte eine Flotte ewig hungriger Kutter. Oft drängten sich 30 von ihnen an der kleinen Pier, die Stauer machten Sonder-schichten. An langen Haken hingen Thunfische, Haie, Robben. Eine Fischkonservenfabrik spie jährlich an die zweieinhalb Millionen Büchsen aus. In den Läden gab es frisches Obst und Gemüse, die Lager waren ständig voll.

Zum 1. Mai und zum Tag der Großen Sozialistischen Oktober-revolution war das Meer rot geflaggt. Die größte Fahne wehte am Leuchtturm, bunte Plakate klebten an den Schiffen, auch vor der Tribüne, auf der der Vorsitzende des Dorfsowjets seine Reden hielt. Die Menschen zogen vorbei und winkten ihm zu. Die Frauen trugen lange, schöne Mäntel und farbige Kopftücher, die Männer einen stolzen Blick und Pelzmützen. Der Klub der Werk-tätigen war jeden Samstag voll, sie tanzten zur Garmoschka, dem Akkordeon, oder gingen ins Kino. Und 1954 bekam die Banja sogar einen Waschsalon, in dem eine elektrische Waschmaschine stand. Eine fürs ganze Dorf, aber was war das für ein Tag!

Der Sand hat sie längst begraben. Die Waschma-schine und die ganze Banja dazu. Nur manch-mal weht der Wind einzelne Balken und Spar-ren frei. Wie gierige Hunde schleichen die Bewohner um sie herum, doch es ist ihnen ver-boten, das Holz zu sammeln. Sie tun es trotz-dem, Holz taugt zu allem, und der nächste Baum steht zwei Flug-stunden südlich. Am Ufer verrotten die Wracks der Flotte, ein Wunder, dass ihre Planken nicht längst verheizt wurden.

Von hier kommt der Sand, aus dem Meer, keiner weiß warum. Vielleicht waren es die Schleppnetze, das Fanggeschirr. Über Jahr-zehnte hatten sie den Ozeangrund aufgerissen, bis nichts mehr wuchs da unten, was den Sand noch festhielt. Jetzt kommt er an Land und frisst es. Vielleicht waren es auch die Tausende Tiere der Kolchose, die die Tundra grasfrei weideten, bis auch das Jagel, das weiße Moos der Rentiere, den Sand nicht mehr hielt. Viel-leicht waren es die Dämonen. Nicht weit vom Dorf steht der „Nenzenstein“, der heilige Fels der Tundranomaden. Niemand darf ihn berühren. Aber das scherte die Komsomolzen nicht; sie verrückten ihn, um das Feld zu planieren für irgendeinen Bau. Danach kam der Sand.

Vielleicht. Erforscht ist das alles nicht. Denn – es gibt ja kein Problem. *Wssjo w porjadke*, alles in Ordnung in Schoina. Vor einiger Zeit war der Gouverneur im Ort. Es hatte Beschwerden gegeben. Der Gouverneur ließ sich auf dem Leuchtturm fotogra-fieren, schoss ein paar Gänse, dann hielt er eine Rede: Er sprach von einer neuen Fischfabrik, verwies auf die nahe Marmormine, die demnächst ausgebeutet werde, auf die seltenen Kulikrot-schwänze, deretwegen bald Touristen zuhauf kommen würden. Er versprach volle Läden, einen vollen Klub, Aufschwung.

Zum Schluss drohte er mit der Liquidierung des Dorfes. Nur für den Fall, dass sich der Ort weiterhin über den Sand mokierte. Die Leute in Schoina erschranken. Und verzichteten auf neue Bull-dozer, Raupen, auf den Ersatz für die abgebrannte Generatoren-station. Auch auf eine zweite An-24, den „fliegenden Traktor“ aus Archangelsk, die nun weiter nur einmal die Woche landet. ➤

Bäckerin Ljuba Katschegowa backt ihre Brote in einem Lehmofen, der mit Holz-scheiten befeuert wird. Eine fabrikneue Bäckerei mit modernen elektrischen Öfen verrostet im Dorf. Das Stromnetz ist für ihren Betrieb nicht ausgelegt





Nicht jeder Brunnen in Schoina führt sauberes Wasser. Für manchen Dörfler ist der Weg zu Trinkwasser ziemlich weit

Die „Verwilderten“ hatten den Kopf aus ihren Kuhlen gesteckt, jetzt gruben sie sich wieder ein.

„Sie kennen nichts Besseres“, sagt Galina Kornjakowa, „schlimmer als der Sand wäre für sie nur die Stadt.“ Die Stadt – das hieße Gefängnis. Dort dürfe man nicht einfach mit den Flinten ins Grüne, um auf Gänse zu schießen. Da gibt es keine Bären oder Walrosse am Flussufer, keine Angelhütten, keine Nester mit Gänseiern, von denen zwei satt machen für den Tag. „Ein Fischernetz und ein Gewehr, mehr braucht man hier nicht“, sagt Alexej. In der Stadt dürfe man auch nicht im Winter mit den Buran, den Schneemobilen, über die Dächer der eingeschnitten Häuser preschen. In der Stadt gibt es Polizisten. In Schoina droht man den Kindern mit der Stadt: „Wenn du nicht hörst, ziehen wir nach Archangelsk.“

Vor sechs Jahren kam Galina als „Fjeldscherin“ nach Schoina, die russische Art einer besonders qualifizierten Krankenschwester. Sie wollte eigentlich Ärztin werden in Moskau, es scheiterte am holpernden Englisch. Dafür verdient sie hier wie in der Hauptstadt, das Dreifache des Landesdurchschnitts. So wie alle, die Arbeit haben. Und die keine haben, kriegen erhöhte Sozialleistungen. Der Staat versorgt seinen rauen Norden wenigstens mit genügend Geld.

Ihrer Vorgängerin wurde die Kündigung in der stationseigenen Ausnüchterungszelle überreicht. Die Zelle hat heute nur einen Gast. „Ungewöhnlich“, sagt Galina. Eigentlich behandelt sie täglich mehrere Patienten mit der Diagnose „Alkasch“. Sie gibt Infusionen, lässt sie ausschlafen, die Geheilten gehen danach meist direkt in Ljudmillas Laden. Galina trägt derweil ins Krankenblatt „Herzprobleme“ ein. „Sonst wären sie ihre Buran los und ihre Flinten.“

Auf ihrem Schreibtisch steht eine gelbe Teerose, Sonnenblumen aus Plastik dazu. Sie trägt einen sonnengelben Pullover, leuchtend roten Lippenstift, einen hellblauen Lidschatten. Ihre Fenster verhängen grellbunte Gardinen, die einzigen in Schoina. „Das habe ich in Archangelsk auf der Intensivstation gelernt“, sagt die 46-Jährige, „man kann durch Farben Hoffnung geben.“

Die Teerose ist aber noch mehr, sie ist auch Medizin. Viel mehr hat sie nicht. „Für jede Tablette schreibe ich drei Krankenblätter.“ Ihren Arzneischrank füllen ein Verbandskasten und jede Menge Formulare. Vor einer feuchten, zerrissenen Tapete steht ihr EKG-Gerät. Sie kann es nicht nutzen, weil seit Monaten das Druckpapier nicht geliefert wird. Und für das Ultraschallgerät liefert der dorfeigene Generator nicht die ausreichende Spannung.

Sie hat gelernt, die Volksmedizin zu nutzen. Teerose ist gut zum Gurgeln, auch die Blätter der „Moroschkas“, Moltebeeren. Gegen den Durchfall gibt sie eine Wasser-Zitronen-Lösung, gegen „die Knochen“ Gänsefett. „Die meisten Erwachsenen haben Osteochondrose, einen Wirbelsäulenschaden“, sagt Galina. Das komme vom vielen Sand- und Schneeschippen, vom Tragen der Wassereimer. Dazu viele Hexenschüsse, Gelenkentzündungen, Erfrierungen. „Die Leute hier sind sehr empfindlich“, sagt sie.

Wie man's nimmt. Hinter einem Vorhang steht der Zahnarztstuhl. Er wurde während des Zweiten Weltkriegs gebaut, mit Riemen werden die Patienten festgeschnallt. Das Gestell für den Bohrer und die Halogenlampe ist neu, zwei Jahre stellte Galina Anträge, bis es kam. Nur ohne Bohrer und Lampe. Vor vier Monaten, da war der Zahnarzt da, haben sie trotzdem den Stuhl unters

Bei der verlassenen Funkstation (unten) spielt es sich gefährlich. Unter dem feinen Sand bergen Dachluken, Schornsteine und morsche Dächer die Gefahr einzubrechen. Auch der Dorfsportplatz (ganz unten) erfüllt nicht immer seinen Zweck



Das Flugzeug aus Archangelsk kommt im Sommer einmal die Woche nach Schoina, im Winter oft nur einmal im Monat. Jedes Mal ist es ein Ereignis für das Dorf



Fenster gewuchtet. Doch auch dort reichte das Licht nicht, der Sand ließ kaum einen Strahl durch. Die Leute tun es längst wie gewohnt: „Ein Auto, eine Schnur um den Zahn, ein Freund am Steuer und dann Gas geben“, sagt Alexej. Galina sieht ihn an. „Nächstes Jahr läuft mein Vertrag aus“, sagt sie.

Alexej geht über die Ulitza Lenina, die Leninstraße. Die breite Hauptstraße Schoinas ist nur eine Ahnung unterm Sand. „Jemand müsste sie mal fegen“, sagt Alexej sarkastisch. Glasbruch liegt herum, Schrott. Hunde mit abgefrorenen Schwänzen stoßen ihre Schnauzen in Löcher.

Der Sand kommt nie allein. Der Wind trägt Schlacke mit, Feuchtigkeit und Salz, alles zusammen fräst an der Kleidung, der Haut, am Eisen. Verrostete Gerippe liegen im Dorf, Bulldozer, Traktoren, Autos, Bagger. Als hätte ein riesiges Kind seine Spielzeugkiste ausgekippt. Sie blieben liegen, wo sie starben, mögen sie den Sand noch eine Weile aufhalten.

Auch Alexeys Schwimmpanzer liegt da, Propellerantrieb, Bestand Sowjetarmee. Er benutzte ihn zum Fischen, Schleppnetz hintendran, ratterte er über den seichten Grund des Flusses Schoina. Kein Jahr fischte er unter zwei Tonnen. Das Einzige, was beständig fährt, sind die Karakat, die Trikes mit den Ballonreifen. Nicht ein Körnchen dringt hinein, Plastikfolien schützen Motor und Getriebe der Eigenbauten, die dicken Pneus rollen über die Dünen wie auf Asphalt.

Alexej tritt gegen einen Zaun. „Galina war meine größte Hoffnung“, sagt er wütend, „sie hat studiert.“ Das Holz der Häuser ist grau, verwittert, einige stehen seit den 1930er Jahren. Vor manchen stehen Holzkisten, Zwiebeln darin, Radieschen. Was so wächst im rauen Wind. Die Kisten sind die Vorgärten. Es gibt auch Gewächshäuser.

Zwei sind es, genau gesagt. Und es sind auch keine Häuser, sondern Fensterbretter. Eines gehört Klawdija Cheirullina. Blumen wachsen darauf, einmal, sagt die 84-Jährige, habe sie sogar eine Orchidee „geboren“. Da lebte ihr Mann noch. Seit 27 Jahren ist er tot, der Magenschuss aus den letzten Kämpfen vor Berlin hatte doch noch gesiegt. Seine Orden liegen auf einem roten Samtkissen neben ihrem Bett.

Wegen des Kriegshelden und weil er der Erste darauf war, gab man dem neuen Friedhof Schoinas seinen Namen, er heißt „Cheirullinskoje“. „„Liebchen“, hat er immer gesagt“, erzählt Klawdija Cheirullina, „„Liebchen, begrab mich nicht im Sand.““ Der neue Friedhof liegt weit außerhalb des Dorfes. Die Särge lud man auf Lkw und brachte sie über Nacht dorthin. Jedenfalls die, deren Angehörige es so wollten. Viele Tote blieben im Sand, die Namenlosen, die ohne lebende Angehörige. Einmal sah man dort einen Eisbären wildern. Er grub nicht, er sammelte einfach die Knochen auf, die der Wind freigekehrt hatte. Sie trieben ihn auf eine Scholle, dann war er weg. „Der Wind kennt keine Gnade“, sagt die alte Frau, „nicht mit den Lebenden und nicht mit den Toten.“

Vor Sinaida Matwejewnas Fenster, dem anderen „Gewächshaus“, strecken sich ein paar Gürkchen zum Licht. In Kartons wachsen Tomaten, Radieschen, Bohnen. Den Humus dafür hat sie per Schiff bringen lassen, zwei Kilogramm für 75 Rubel. „Aus Weißrussland“, sagt sie, „ein bisschen Heimerde.“ Von dort



Ganz oben: Obwohl es nur 400 Kilometer sind, dauert der Flug von Archangelsk hierher etliche Stunden. Unvorhersehbare Zwischenlandungen erschweren planmäßige Flüge.

Darunter: Schon Jugendliche haben in Schoina Probleme mit Alkohol. Mark, der Sohn des Technikers Alexej Schischelow, ist keine Ausnahme. Er trinkt zwar aus Prinzip keinen Alkohol, hat aber deswegen keine Freunde im Dorf und muss allein spielen. Er verbringt viel Zeit mit seinem Vater im Generatorenhaus

Unten: Alexandr, der kranke Bruder der Bäcker-
gehilfin Larissa Poljakowa, ist bettlägerig.
Sein Bein ist seit Jahren so geschwollen, dass
er kaum gehen kann. Geld für eine Operation
hat die Familie nicht.
Darunter: Klawdija Cheirullina, mit 84 Jahren
die älteste Dorfbewohnerin, liest in einem
amtlichen Schreiben mit einer Liste von
Unterlagen, die sie braucht, um Unterstützung
vom Staat zu erhalten. Seit zwei Jahren kämpft
sie mit der russischen Bürokratie, erfolglos



ist sie vor Jahrzehnten hierhergekommen. Aus Liebe zu einem
Nenzen, gemeinsam arbeiteten der Rentiernomade und sie in der
Kolchose. Alexej kostet eine Gurke, er verzieht das Gesicht. Er
wird es noch bereuen.

Anfangs hat Sinaida nur geweint – die langen Winter, der
Sand, die Bären und Wölfe. Aber dann krallte sie sich in den Sand.
In den Schnee, in die Arbeit. Eines Morgens wachte sie auf und
sah den wunderbaren Himmel. Und der Sand leuchtete. Nichts
sei wirklich schlimm, sagt sie, Schmerz vergeht.

Wie Strandhafer haben sie im rieselnden Nichts Wurzeln
geschlagen, Klawdija, Sinaida und die anderen „Verwilderten“. Sie
haben so lange ausgeharrt, bis der Sand leuchtete. „Wenn die Son-
ne daraufscheint, sieht er tatsächlich wie Gold aus“, sagt Swetlana
Kopyrina, Lenas Schwiegermutter, sie wurde hier geboren. „Als
Kinder haben wir danach gesucht.“ Sie lächelt verträumt. Und als
mit dem Krieg der Hunger kam, backten sie daraus Sandtorten,
schmückten sie mit Muscheln und sahen sich an ihnen satt. „Sand
kann einem viel geben“, sagt sie, „er macht sauber.“ Und nirgend-
wo ließen sich Karotten und Eier länger aufbewahren.

„Was jammerst du wegen des Turmes?“, sagen Klawdija und
Sinaida und Swetlana. „Es wird nicht unser Untergang sein.“

„Etwas wächst immer“, sagt Sinaida Matwejewna und sieht
Alexej mit seiner Gurke schief an, „auch wenn es manchen nicht
schmeckt.“

Draußen schmeißt Alexej die Gurke weg. Er sieht
hinüber zum Leuchtturm. Dort hantieren wel-
che mit großen Gläsern. „Sie kippen die Elektro-
lyte um“, sagt er, „in Gürkengläser!“ Gestern
fand er zwei zerbrochene Fensterscheiben im
Motorenhaus des Leuchtturms. Davor lagen
verkolhte Isolierungen von Kabeln. Elektrolyte und Kupfer, das
bringt etwas in Archangelsk.

An der neuen Bäckerei hat Alexej sie auch schon gesehen.
Auch darin steckt einiges, und sie ist mindestens genauso nutzlos
wie der Leuchtturm. Seit zwei Jahren steht sie unbenutzt mitten
im Dorf. Ihre Metallwände sind bereits durchgerostet, die beiden
elektrischen Backöfen wurden noch nie angeheizt. Nach der Fer-
tigstellung stellte sich heraus, dass das Stromnetz des Dorfes
dafür viel zu schwach war. Außerdem war ein geplanter Brunnen
nicht zu graben, der Sand rutschte immer wieder nach.

Die neue funktioniert nicht, und die alte Bäckerei ist längst
verweht. Seitdem heizen Larissa Poljakowa und Ljuba Katschego-
wa in einem umgebauten Schuppen täglich den riesigen Lehm-
ofen an. Larissa legt Scheite nach und entzündet sie. Eine Stunde
später sollen rund 50 gefüllte Backformen hinein. Heute ist es
Schwarzbrot, morgen wird es Weißbrot sein, dann wieder
Schwarzbrot. Kuchen haben sie seit 20 Jahren nicht mehr
gebacken. Es war eine Buttercremetorte mit einem roten Stern
obenauf, sie war für die Soldaten, die den großen Lehmofen hoch-
gezogen hatten. Alle zwei Wochen nur kommt das Versorgungs-
schiff aus Archangelsk, Mehl und Holzscheite reichen gerade für
die Brote, nicht für süßen Schnickschnack.

Larissa scheucht eine Katze von den Mehlsäcken. Heute ist
„Kampftag“: Gegen Morgen stand ein Nenze im Backraum. Er
bestellte 300 Brote, am nächsten Tag wird er sie abholen. Alle
paar Wochen holen sich die Rentierhirten ihre Vorräte aus der



Klawdija Cheirullina ist seit 27 Jahren
verwitwet. Ihr Mann, ein „Held des
Großen Vaterländischen Krieges“ gegen
die Deutschen, nannte sie immer „Liebchen“

Lena Kopyrina mit ihrem Mann Andrej und dem Baby. Um ihr Journalistikstudium in Sewerodwinsk bezahlen zu können, arbeitet die 33-Jährige als Lehrerin in Schoina. Fünf Fehlgeburten hat sie erlitten. Ursache dafür sei radioaktiver Müll, den ihr Nachbar in der Tundra gesammelt und jahrelang nahe ihrem Haus gelagert hat



Siedlung. Von den Nenzen hat Schoina seinen Namen. In ihrer Sprache bedeutet er „verfluchter Ort“.

Larissa hockt vor dem Ofen und raucht. Sie hat einen schweren Kopf. Sie ist Halbnenzin, ihre Mutter stammt aus der Tundra. Deswegen, sagt sie, verträgt sie auch keinen Alkohol. Eine Flasche Wodka war es gestern. Trotzdem ging sie mit ihrer achtjährigen Tochter noch „ins Gras“, sie sammelten Moroschkas. Sie bringen eine Menge Rubel in Ljudmillas Laden, sogar aus Finnland kommen die Aufkäufer. Larissa liebt die Tundra. Sie wäre auch gerne mit einem Nenzen gegangen, weg vom prügelnden Ehemann, ihre Mutter hatte schon alles arrangiert. Aber dann kam die Jüngste. In der Tundra, sagt Larissa, kann man sogar die Belugas atmen whören.

Alexej setzt sich an den Ofen, er löffelt die Beeren mit Milch. Er weiß, auch von Larissa kann er keine Hilfe erwarten. Dazu ist sie zu oft betrunken. Nicht einmal ihre Fremdsprachenkenntnisse dürften helfen. „Das ist fantastisch“, sagt sie auf Deutsch. Sie hat das aus den Pornos, die sie mit ihrem Exmann sehen musste, bevor er sie schlug.

Aber wenigstens riecht es hier gut. Alexej sieht zu, wie ihre Kollegin Ljuba die große Knetmaschine, Jahrgang 1976, mit Mehl und Wasser befüllt und anwirft. Eigentlich müsste Ljuba im Urlaub sein, aber sie fand keine Vertretung. Neben dem Regal mit den Broten hängt ein Plakat des ultrarechten Populisten Wladimir Schirinowski, „Ich weiß, wie’s geht“, steht darauf, die Frauen sagen, er hängt hier nur zum Spaß. Helfen wird er ja auch nicht. Er wird keine neue Bäckerei bauen, in der sie im Winter nicht mit Pelzen herumlaufen müssen und auf deren Dach der Schnee nie schmilzt. „Eine Schande ist das für eine Bäckerei“, sagt Larissa. Sie fegt die Asche aus dem Ofen, öffnet ein Bier, nimmt einen großen Schluck. Dann stellt sie sich an die Knetmaschine und holt den Teig heraus, rollt ihn, wiegt ihn und wirft ihn in die Formen. „Gib’s mir, Baby“, sagt sie auf Deutsch und lacht.

Jeden Morgen sehen die Bewohner Schoinas eine andere Landschaft vor ihrer Tür. Diesen Sommer traf es sogar den Sportplatz – innerhalb von zwei Tagen hatte ihn ein Sturm samt Toren zugeweht. Der Wind dreht oft, es kann sein, dass er wieder zutage kommt. So wie der alte Friedhof. Nicht jener, den sie damals über Nacht evakuierten. Ein noch älterer, sie hatten ihn schon vergessen. Plötzlich trugen die Hunde große Knochen im Maul, und Alexej erkannte die alte Sowtschina wieder. Ihr Schädel lag auf einer Düne. Die Zahnprothese, die sie ihm als Kind vor die Nase gehalten hatte, steckte noch am Kiefer und lachte ihn an.

Woher die zwei Beinknochen stammen, weiß derzeit aber niemand. Heute morgen lagen sie plötzlich neben der neuen Banja, bleich, aber mit Stiefeln daran. Grischa Karelkin ging mit seinem Handtuch daran vorbei, was ein Segen war. Denn heute war Donnerstag, und Donnerstag und Freitag baden die Männer. Am Dienstag und Mittwoch sind die Frauen dran. Zum Glück steckten sie da noch in der Düne oder sonstwo, keiner weiß es. Aber sie müssen lange gelegen haben. An der Form der Sohlen erkannte Grischa, dass es sehr alte Stiefel sein müssen.

Darum kann der Bürgermeister am Telefon Entwarnung geben. Wladimir Kotkin winkt Alexej auf einen Stuhl, dann redet er weiter mit der Polizei der Gebietshauptstadt Narjan-Mar. ➤



Ganz oben: Die Überreste der einstigen Fischereiflotte sind der liebste Spielplatz der Dorfjugend. Darunter: Wichtige Einkommensquelle im Sommer ist das Pflücken von Moltebeeren. Umgerechnet sechs Euro je Kilogramm zahlen russische und skandinavische Aufkäufer dafür. Die raren Früchte sind wertvolles Nahrungsmittel und gefragter Rohstoff für die Kosmetik- und Pharmaindustrie



Lena Kopyrin's Sohn sieht aus dem Fenster. Bretter schützen es notdürftig vor den andrückenden Sandmassen



„Zweiter Weltkrieg wahrscheinlich“, sagt er in den Hörer, „ihr braucht niemanden zu schicken.“ Im Vorzimmer tippen drei Frauen an drei Computern. Der Dorfsowjet ist der größte Arbeitgeber in Schoina.

Der Bürgermeister legt auf, er lächelt. „Wir dachten schon, wir haben alle draußen“, sagt er. Verzeichnet ist der verschollene Friedhof nirgends, er hat seine Frauen in allen Akten wühlen lassen. Überm Schreibtisch hängt das Wappen der Region, aber kein Bild vom russischen Präsidenten Medwedjew. Das ist ungewöhnlich für eine Amtsstube. Es kann viel heißen. Zum Beispiel, dass Moskau hier nicht regiert.

Er macht seine eigenen Geschäfte, sagen Gerüchte. Mit den Offizieren in der Kaserne, keine fünf Kilometer von hier. Im Internet werden Touren angeboten, inklusive Jagd auf Elche und Bären. Auf Militärfahrzeugen geht's in die Tundra, Essen und Übernachten in Zelten. Oder in der Kaserne, ein Flur ist dort wie ein Hotel hergerichtet. Es gibt geflieste Bäder, fließendes Wasser und immer Strom. Die Jäger kommen mit Hubschraubern der Armee. Bekannte Oligarchen seien schon ausgestiegen.

„Tja, der Turm“, sagt Kotkin zu, „was soll ich da machen?“ Der Leuchtturm gehöre dem Militär, nicht dem Dorf. Wenn die ihn ausweiden, nun ja. Es klingt ein wenig neidisch. Das Dorf besitzt noch eine ganze Ausrüstung vom Walfang, der seit Jahrzehnten erledigt ist, Harpunen, Boote, Flensmesser. Er wird sie nicht los.

Und irgendwie, nun, irgendwie bleibt es ja ein Leuchtturm. Er strahlt nur nicht mehr, was soll's. „Er sieht doch noch gut aus“, beruhigt der Bürgermeister.

„Er verdient am Turm“, sagt Alexej draußen, „der kriegt seinen Teil.“ Der Gouverneur empfahl den Leuten bei seinem Besuch, Bäume zu pflanzen gegen den Sand. Oder „Irokesengras“, spezielle Halme, die in der Sahara gute Erfolge brächten. In der Sahara. Der Bürgermeister stand daneben und sagte nichts.

Denn nichts wird den Sand letztlich aufhalten. Über zehn Hektar liegt er bereits in der Tundra und frisst sich weiter vor. Noch vor 20 Jahren, sagt Alexej, wäre vor Schoina kaum mehr als ein breites Ufer gewesen. Jetzt nennen sie ihr Dorf die „kleinste Wüste der Welt“.

Am Abend des 24. August 2010 ging das erste Mal seit fast 100 Jahren, seit seiner Errichtung, der Leuchtturm nicht mehr an. Alexej hatte gehofft, es würde einen Aufschrei geben im Dorf. Aber niemand sprach ihn an, wahrscheinlich hat es keiner bemerkt. Bald kommt wieder die Polarnacht über Schoina. Dann wird es hier sehr dunkel. ☾

Maik Brandenburg, geboren 1962, war schon mehrmals für **mare** in Russland unterwegs. Zum ersten Mal jedoch konnte er eine echte Banja erleben, samt Holzofen, Reisig zum Abklatschen der Haut und dem obligatorischen Wodka hinterher. Bei Letzterem hielt er nicht so gut mit, aber drei heiße Saunagänge hintereinander waren kein Problem. Sie besicherten ihm den Respekt der Russen samt der Frage: „Habt ihr so was in Deutschland etwa auch?“

Für den weißrussischen, in Hamburg lebenden Fotografen Dmitrij Leltschuk, Jahrgang 1975, war es die erste Arbeit für **mare**. Stundenlang wartete er im Sandsturm auf den Dünen für ein gutes Bild, sich und die Ausrüstung dick verpackt. Dennoch knirschte es noch Wochen nach der Rückkehr zwischen seinen Zähnen. Und die Kameras mussten zur Totalreinigung in die Werkstatt.